

## Wie finde ich meinen Platz in einer christlichen Gemeinschaft?

### Ermutigende und hinderliche Bilder von Gemeinde und die christliche Berufung

Man kann der Frage „Wie finde ich meinen Platz in einer christlichen Gemeinschaft?“ auf ganz verschiedenen Ebenen nachgehen. So könnten wir die Frage z.B. *pastoral-pragmatisch* stellen. In diesem Fall würde ich Ausschau halten nach einem Ort, an dem ich mich mit meinen Fähigkeiten einbringen kann, z.B. in einer Familiengottesdienststunde, in der Jugendarbeit, in einer Solidaritätsgruppe, im Gemeindechor, als Lektor usw. Das ist gut so, und ich erinnere mich daran, dass ich selbst, als ich neu zum Studium nach Innsbruck gekommen bin, in solcher Weise einen Platz in meiner damaligen Gemeinde gesucht und gefunden habe. Die Initiative zur Integration neuer Mitglieder kann aber auch von Seiten der Gemeinden ausgehen, z.B. durch Wohnviertelapostolat, durch gezielte Besuche neu Zugezogener oder durch eine spezielle Einladung zum Pfarrkaffee.

Ich möchte im Folgenden aber jene *Bilder und Vorstellungen* ins Zentrum meiner Ausführungen stellen, die wir uns – mehr oder weniger bewusst – machen, wenn wir danach fragen, „wie ich meinen Platz in der christlichen Gemeinschaft finde“. Ein Sprichwort sagt: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“. Und diesen Bildern, die unsere Handlungen bestimmen, indem sie unser Verhalten ermöglichen und in eine bestimmte Richtung steuern, möchte ich nachgehen.

Zunächst werde ich mich dem Phänomen des „Platz-Findens“ über eigene Erfahrungen und das Explizieren der Fragestellung annähern (1). In einem zweiten Schritt will ich die prägende Kraft der Bilder bewusst machen, die uns bei der Suche nach einem Platz in einer christlichen Gemeinschaft steuern (2). In einem dritten Teil möchte ich nachprüfen, ob die geläufigen Bilder, wie wir sie von Gemeinden immer noch häufig in uns tragen, mit der Realität heute überhaupt noch übereinstimmen (3). Und schließlich will ich im letzten Teil die Frage stellen, welche Bilder von Kirche und Gemeinde wir in der Bibel finden. Als Pastoraltheologe kann ich nicht anders, als auch nach den theologisch-ekklesiologischen Kriterien für Gemeindebildung zu fragen (4).

# 1. Eine erste Annäherung über eigene Erfahrungen und die Explikation des Titels

## 1.1 Eine erste Vergegenwärtigung der Situation

„Wie finde ich meinen Platz in einer christlichen Gemeinschaft?“ Das ist eine Frage, vor der vermutlich viele von uns schon einmal gestanden sind: Entweder weil man *neu oder wieder* zum christlichen Glauben gefunden hat, sich taufen ließ, oder von einem anderen Land eingewandert ist und sich niederlassen möchte – oder auch, weil man „nur“ innerhalb eines Landes umgezogen ist. In solchen und ähnlichen Fällen versucht man als Christ, als Christin Anschluss zu finden an eine bestehende christliche Gemeinschaft, um am neuen Ort auch Heimat unter Glaubensbrüdern und Glaubensschwestern zu finden. Als Neuer in eine bestehende Gemeinschaft zu kommen, ist eine sensible und zugleich spannende Sache, die sowohl für die bestehende christliche Gemeinschaft, die so genannten „Alteingesessenen“, als auch für die Neuankömmlinge oft eine schwierige Situation und große Herausforderung darstellt. Auf der einen Seite stehen die Gemeindemitglieder, die nicht wissen, wie sie Neue ansprechen sollen und die Neuen, d.h. die Fremden, entweder mit Interesse oder auch skeptisch beäugen. Man weiß ja nicht, wer und wie „die“ sind und hält besser zunächst ein wenig Abstand. Menschen, die am Ort aufgewachsen sind, fehlt manchmal das Bewusstsein und die Sensibilität dafür, was es heißt, als Fremder zu einer bestehenden Gemeinschaft zu stoßen. – Auf der anderen Seite sind die Neuen, die sich wünschen, angesprochen und aufgenommen, ohne aber gleich vereinnahmt zu werden. Mit großer Hoffnung gehen manche auf die christliche Gemeinde zu und finden dort eine wenig einladende, müde gewordene oder gar misstrauische Gemeinde vor. Kommt man dann als Neuer noch mit eigenen Ideen daher, entstehen Irritation und Befremden darüber, was sich dieser „Fremde“ alles herausnimmt. Mancher ist ob solcher Reaktionen verständlicherweise enttäuscht und ist dann vielleicht gar nicht mehr so sicher, ob er zu dieser Gemeinschaft gehören will. (Freilich gibt es „Gott sei Dank“ auch gelungene Begegnungen und Aufnahmen.)

Was erleichtert bzw. erschwert nun das Finden eines Platzes?

## 1.2 Die Dimensionen der Frage

Bevor wir den Gedankengang weiter verfolgen, möchte ich die Frage nochmals genauer unter die Lupe nehmen. Ich streiche drei Aspekte heraus:

Zum ersten setzt die Formulierung „Wie *finde* ich?“ offensichtlich voraus,

dass es alles andere als selbstverständlich ist, dass jeder Christ, jede Christin seinen / ihren Platz in einer christlichen Gemeinschaft findet, gefunden hat bzw. auch weiterhin hat. Ja, es gibt Christen, die keinen Platz in einer christlichen Gemeinschaft finden. Dies kann vielfältige Ursachen haben. Wenn aber jemand diese Frage stellt, können wir davon ausgehen, dass der Fragende das nötige Interesse aufbringt und sich wohl auch um einen Platz bemüht. Dem Bemühen „Wie finde ich ...?“ steht aber nicht immer sofort ein Erfolg gegenüber.

Zum zweiten drückt die Formulierung „Wie finde ich *meinen Platz* ...?“ etwas zutiefst Menschliches aus. *Mein Platz!* Das ist ein schönes Wort. Glückliche, wer von sich behaupten kann, er hätte seinen Platz gefunden. Sind wir nicht alle ständig unterwegs, den eigenen Platz zu finden: im Beruf, in der Partnerschaft, in der Familie, vielleicht in einem Verein, einer Gruppe, ja in der Welt überhaupt und somit freilich auch als ChristIn in einer christlichen Gemeinschaft? Die Suche nach dem eigenen Platz ist gleichzusetzen mit dem *richtigen Platz, dem mir angemessenen, stimmigen Platz, einem guten Platz*. Drückt sich darin nicht die Ursehnsucht des Menschen aus, das zu finden, was seiner Bestimmung entspricht? Und erscheinen Menschen, die ihren Platz, ihre Zugehörigkeit in dieser Welt noch nicht gefunden haben, nicht wie Umherirrende, ja Verlorene? Das freilich hält wach und spornt an, auf der Suche nach seinem Platz zu bleiben. Mit einem guten, gefundenen Platz ist darüber hinaus eine sinnvolle Aufgabe verknüpft – man ist für andere nicht überflüssig –, man weiß sich in ein soziales Netzwerk eingebunden und erfährt Anerkennung.

Der dritte Aspekt schließlich – „meinen Platz in der *christlichen Gemeinschaft*“ – bestimmt den übergreifenden Ort, in dem ich als ChristIn meinen Platz finden will. Es geht um den Bezug zur Gemeinschaft in Verbindung zu meiner christlichen Berufung. Diesen Aspekt zielt der Untertitel „Ermutigende und hinderliche Bilder von Gemeinde und die christliche Berufung“ an.

### **1.3 Äußere und innere Bedingungen und Umstände, „seinen Platz zu finden“**

Den eigenen Platz zu finden, ist zugleich Geschenk und Frucht eigenen Bemühens. Man kann sich „seinen“ (guten) Platz nicht erzwingen oder einfach nehmen. Er „wächst“ vielmehr heran. Es spielen sowohl äußere Gegebenheiten als auch eigene Bedürfnisse und Einstellungen eine wichtige Rolle. Ebenso sind Plätze nicht ein für allemal vergeben. Plätze können gefunden, verloren und wieder neu gefunden werden. Dazu ein paar Beispiele.

Zunächst: Ich selbst bin klassisch katholisch sozialisiert: durch meine Familie und eine lebendige Pfarrgemeinde. Ich war in der Katholischen

Jungschar und Ministrant. Ich hatte meinen Platz, meine Aufgabe und meine Freunde. Dieser selbstverständliche Platz wurde *von mir* – nicht von der Gemeinde – in Frage gestellt, als ich das Jugendalter erreichte und zunehmend kritisch gegenüber der etablierten Kirche und ihren Traditionen wurde. Dies nicht, weil ich den Glauben ablehnte, sondern weil mir die traditionelle Kirchengemeinde als viel zu lasch und zu wenig überzeugend vorkam. Zusammen mit einer kleinen Gruppe Jugendlicher mit franziskanischer Spiritualität fand ich mich plötzlich am Rand der Kirche wieder. (Die Ränder an einer Organisation – so sagt uns die Organisationsentwicklung – sind ja nicht nur jene Orte der größten Beweglichkeit und Freiheit, sondern immer wieder auch die Quellen der Erneuerung von Organisationen.)

Die in der Jugendzeit neu auftauchenden Lebens- und Glaubensfragen fanden durch das traditionelle Angebot der Pfarre keine ausreichende Antwort. Ich musste einen anderen Ort suchen, der meinen Anliegen besser entsprach, und ich fand ihn damals durch „Zufall“ in Taizé, einem guten Ort für Gottsucher.

Das bedeutet wohl: Ein guter Platz muss nicht lebenslang bestehen, sondern kann und wird sich verändern. Der zu findende Platz soll auch mit meinen Anliegen und Fähigkeiten übereinstimmen. *Wir Menschen entwickeln uns, Bedürfnisse, Prioritäten verschieben sich.* Als Kinder, als Jugendliche, als Mutter oder Vater, usw. trage ich andere Erwartungen und Lebensthemen in die Gemeinde hinein, und der Platz verändert sich. Ja, manchmal ist es angebracht, meinen Ort, ja sogar die christliche Gemeinschaft zu wechseln, in der ich meinen Glauben leben möchte. (Gerade das Jugendalter scheint dafür eine sensible Zeit zu sein.)

Ein zweites Beispiel, bei dem *die äußeren Vorgegebenheiten* eine große Rolle spielen: Vor ca. 10 Jahren zog ich mit meiner Familie in ein sehr traditionell geprägtes Tiroler Dorf in der Nähe von Innsbruck. Bei der ersten Fronleichnamsprozession, an der ich teilnahm, kam ich nicht wenig ins Staunen: Alle Männer – außer mir – marschierten entweder in einem Verein mit (Schützen, Feuerwehr, Singkreis, Musikkapelle) oder waren als Träger für den „Himmel“ und die Begleitfiguren (Engel, Maria, Herz-Jesu-Figur) im Einsatz. Ich war der einzige Mann im „Volk“, mit mir nur Frauen und Kinder. Rollen und Plätze in dieser Pfarre schienen über Generationen klar zu sein. Diesem Bild entsprach das Gemeindeleben: In dem kleinen Dorf, das seit vielen Jahren von pensionierten Priestern betreut wurde, war das Gemeindeleben auf das Feiern der traditionellen Feste im Kirchenjahr reduziert. Wir als junge Eltern wollten unseren Kindern das Erleben einer lebendigen Glaubensgemeinschaft vermitteln, wie wir das selbst in unserer Kindheit erlebt hatten. So waren wir zunächst sehr enttäuscht. Ich und meine Frau spürten: Wenn wir uns auf Dauer in dieser Pfarre niederlassen und wohl fühlen wollen, so müssen wir sie auch



Was zeigt diese Geschichte? Das Besondere liegt sicher in der für alle Menschen gleichen Ausgangsposition. Das erleichterte für die meisten das Einsteigen. Der übliche Nachteil, als Neuer keine sozialen Beziehungen mit alteingesessenen Pfarrmitgliedern zu haben oder über die Traditionen nicht Bescheid zu wissen, fiel weg. Die Plätze waren nicht schon vergeben, die Gemeinschaft bildete sich erst. Durch das Projekt Kirchenbau wurden auch Menschen angesprochen, die sich in der traditionellen, liturgiedominierten Ausdrucksform der Kirche schwer tun. Es gab andere Möglichkeiten, seine Zugehörigkeit unter Beweis zu stellen und einen angesehenen Platz einzunehmen, ohne die offizielle Kirchensprache im Mund führen zu müssen.

Die Beispiele zeigen, dass das Suchen eines Platzes eine höchst dynamische Angelegenheit ist. Man darf nicht darauf warten, bis in einer Gemeinde ein Platz leer wird, den man dann einnehmen könnte, so wie man in einem Haus wartet, bis eine Wohnung frei wird. Es gilt vielmehr, selbst einen Raum zu finden und diesen zu gestalten. Man sucht seinen Platz auch nicht wie man eine verlorene Münze sucht, die man dann – sobald gefunden – als unveränderlichen Besitz betrachtet. Man sucht vielmehr in dynamischer Weise, indem man in der jeweiligen Lebensphase und Lebenssituation auf das eigene Interesse, das innere Verlangen hört und gleichzeitig wahrnimmt, was in dieser Gemeinschaft davon zu verwirklichen ist.

## 2. Die prägende und orientierende Kraft von Bildern

Als Neue kommen wir in eine bestehende Pfarrgemeinde, wir sind also – etwas zugespitzt formuliert – „Eindringlinge“ in ein gewachsenes soziales Netz und in bestehende Traditionen. Für das Herantasten und das Finden eines guten Platzes ist es nun entscheidend, *welches Bild von Gemeinde sowohl in den Köpfen der Gemeindemitglieder als auch in mir selbst als Neuem vorherrscht*. „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ – dem möchte ich ein wenig nachgehen.

Bilder sprechen uns ganzheitlich an. Sie lassen ganze Bildszenen in unserer Phantasie entstehen (Kirche als Heimat, Burg, Weggemeinschaft), die wiederum bestimmte Gefühle in uns auslösen (Sicherheit, Nähe, Freiheit), Sehnsüchte und Träume wecken (Heimat, Geborgenheit, harmonische Familie). Sie sind freilich höchst individuell ausgestaltet. So mag für den einen das Bild einer „festen Burg“ wohlthuende Sicherheit vermitteln, während es für einen anderen Ausdruck einer sich verteidigenden, ängstlichen Kirche darstellt. Ob ich Kirche mehr als bergende Kuschelecke sehe, die nicht durch Fremde und Fremdes gestört werden darf oder ob ich Kirche mehr in der Tradition des Exodus sehe, der Aufbruchsstimmung weckt und damit die Offenheit für Neues und Unerwartetes anzielt, macht

einen großen Unterschied. Alle diese Bilder sind mitgeprägt von unseren Erfahrungen, eigenen Ängsten und Wünschen.

Jeder von uns trägt solche Kirchenbilder in sich, auch wenn sie durchaus widersprüchlich sein mögen und meist vorbewusst sind. Wenn sie sich auch der exakten (wissenschaftlichen) Beschreibung entziehen, so prägen sie dennoch unser Verhalten. Diese unbewussten Bilder – und das scheint mir wichtig – sind nicht wirkungslose, abstrakte Vorstellungen, die keinerlei Folgen nach sich ziehen würden, sondern haben konkrete Auswirkungen auf unser Handeln. Sie steuern und beurteilen unser Tun. Sie bestimmen, wie und wo wir Menschen – uns selbst und auch den Anderen – einen Platz im Gefüge der christlichen Gemeinde zugestehen und zuweisen. Deshalb ist es wichtig, sich diese Bilder bewusst zu machen. Kirchenbilder bieten also nicht nur Orientierung, sondern sie *ermöglichen oder verhindern* auch eigene sowie gemeindliche Entwicklungen.

### **3. Von der fest gefügten Pfarrgemeinde zum pluralen Seelsorgeraum**

Bevor ich zu den theologischen Bildern komme, wende ich mich zunächst der gemeindlichen Realität in einem soziologischen Sinn zu. Wird von „Integration“ gesprochen – übrigens ein Begriff aus dem soziologischen und nicht theologischen Kontext –, so denken wir meist an einen (mehr oder weniger fest gefügten) Sozialkörper, also an eine intakte Gemeinde bzw. Gemeinschaft, in den quasi ein Neuer von außen, gleichsam als Fremdkörper, integriert werden müsse. Stimmen diese statischen Bilder überhaupt? Wenn nicht, würden sie das Finden eines Platzes unnötig erschweren. Sind christliche Gemeinden nicht viel dynamischer als die Bilder, die wir oft von ihnen haben?

Dreierlei ist zu bedenken. Zum einen: Wenn wir von Integration reden, so unterstellen wir oft eine solche, eben angedeutete homogene Gemeinde, in der nach innen hin Vertrautheit und gegenüber der äußeren Umwelt eine klare Grenze bestehen. Solche Gemeinden mag es in früheren Zeiten tatsächlich gegeben haben – und in Restbeständen gibt es sie heute noch. Schauen wir jedoch genauer hin, so merken wir, dass eine Pfarrgemeinde heute ein höchst komplexes soziales Gebilde darstellt, in dem es eine Fülle unterschiedlichster Zugehörigkeitsstufen gibt. Da gibt es die tragenden, zentralen Personen und vielleicht eine Kerngruppe (Priester sowie Haupt- und aktive Ehrenamtliche); dann gibt es MitarbeiterInnen, die gelegentlich Aufgaben übernehmen; dann die regelmäßigen Kirchgeher; solche, die eher zu den kirchlichen Hochfesten erscheinen, und solche, die die Kirche stärker zur Umrahmung familiärer Feste beanspruchen (Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit). Die Pfarrgemeinden heute sind durch abgestufte Zugehörigkeit strukturiert – und das entspricht dem

Bedürfnis des modernen Menschen. Er hat die Möglichkeit, Nähe und Distanz zur christlichen Gemeinschaft selbst zu regulieren. Und dieses Bedürfnis nach Zugehörigkeit, nach Nähe und Distanz ist höchst unterschiedlich. Was für Außenstehende oder Neue auf den ersten Blick als vertraute, geschlossene Gemeinschaft erscheinen mag, ist bei genauerem Hinsehen ein vielschichtiges, differenziertes Sozialgebilde, dessen Binnenbeziehungen selbst eine bunte Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit aufweisen. Menschen, die am selben Ort wohnen, bilden nicht mehr automatisch eine vertraute Gemeinschaft – wie das bis in die letzte Generation auf dem Land der Fall war. Was in der Stadt schon lange gilt, ist nun auch im ländlichen Bereich Realität: „Den sozialen Nahraum bewohnen häufig unterschiedliche Bevölkerungsgruppen, sozial (nicht schon, aber auch: ethnisch) Fremde, d.h. Menschen, mit denen man kaum etwas anderes teilt, als benachbarte Territorien zu bewohnen, während die Verwandten, Bekannten und Freunde in der Ferne leben.“<sup>2</sup> Der moderne Mensch sucht seine sozialen Netzwerke unabhängig von räumlichen Vorgegebenheiten, und das wirkt sich auch auf die christliche Beheimatung aus: Christen suchen ihren Platz in jenen Gruppen, wo sie sich wohl fühlen, geachtet erleben, wo sie ihre Gaben einbringen können und Beziehungsreichtum erfahren. „Zugespitzt könnte man sagen, dass selbstbewusste Christinnen und Christen sich ihre Gemeinden selbst schaffen.“<sup>3</sup>

Diese Realität gilt es zunächst einmal wahrzunehmen und zu akzeptieren. Denn leider haben nicht wenige in der Kirche ein Idealbild von Gemeinde im Kopf, das für alle Getauften eine totale Zugehörigkeit vorschreibt. Das Gemeindemodell der konzentrischen Kreise, als Mitte und Rand gedacht, verführt zu einem Stufendenken, in dem die eigentliche Zielperspektive im Kern und die Zugehörigkeit am Rand nur als uneigentliche und daher zu überwindende Vorstufe gedacht werden.<sup>4</sup> Dieses Bild ist vor allem bei Kircheninsidern mit traditionellem Kirchenbild überdurchschnittlich oft anzutreffen wie v.a. der Widerstand gegen Veränderungsprozesse deutlich zeigt.<sup>5</sup> Solche sehen sich selbst mit einem sicheren und wichtigen Platz im Gefüge der Pfarrgemeinde, und alternative Gemeindebilder werden eher abgelehnt. Dem gegenüber wird man angesichts der Mobilität der Menschen heute für die Legitimität einer pluriformen Zugehörigkeit optie-

2 Michael Ebertz, Neue Orte braucht die Kirche, in: LS 55 (1/2004) 7-12, 9.

3 Werner Tzscheetzsch, Das Alte des Neuen – das Neue des Alten. „Neue“ Impulse zur missionarischen Dimension der Kirche, in: Klaus Vellguth (Hrsg.), Missionarisch Kirche sein. Erfahrungen und Visionen, Freiburg 2002, 77f.

4 Vgl. Anna Findl-Ludescher, Heimat finden in der Kirche. Von menschlichen Sehnsüchten und kirchlichen Verheißungen, in: Franz Weber u.a. (Hgg.), Im Glauben Menschen werden. Impulse für eine Pastoral, die zur Welt kommt (FS für Hermann Stenger) Münster 2000, 42-52, 48.

5 Vgl. dazu Johannes Panhofer, Hören, was der Geist den Gemeinden sagt. Gemeindeleitung durch Nichtpriester als Anstoß zur Gemeindeentwicklung – Eine empirisch-theologische Studie zu can. 517 § 2, Würzburg 2003, 264.

ren dürfen, ohne damit eine Beliebigkeit mitzumeinen. Der Mensch soll sich auch „am Rand“ wohl fühlen dürfen.

Einer zweiten ganz anderen Dynamik einer Pfarrgemeinde begegnen wir auf der Ebene der Glaubensästhetik. Dies meint eine folgenschwere Verengung im kirchlichen Verkündigungsstil und in traditionellen Ausdrucksformen, die Menschen von vorneherein ausgrenzt. Empirische Untersuchungen wie z.B. die Sinusmilieustudie zeigen deutlich, dass Kirche und Gemeinden nur wenige gesellschaftliche Milieus ansprechen. D.h. die kirchliche Verkündigungssprache, die Formen, Riten, Symbole – kurz, die gesamte kirchliche Ästhetik spricht nur einen relativ bescheidenen Sektor der Gesellschaft an, der zudem immer kleiner wird. Die Dominanz traditioneller Sprach- und Denkformen sowie Lebensmuster zieht eine bestimmte Gruppe an und stößt andere ab. Es kommt zu einer – freilich ungewollten – „ästhetischen Exkommunikation“. Die Unfähigkeit der Kirche, mit dem Phänomen des Pluralismus – in Sprache, Denk- und Ausdrucksform – umzugehen, schlägt hier voll durch.

In diesem Sinne müssten die Gemeinden noch lernen, dass sie von den Neuen, also den ihnen Fremden, auch einen anderen Zugang zu Gott sowie neue Ausdrucksformen für den Glauben geschenkt bekommen. Die Öffnung für verschiedene religiöse Formen wäre eine wichtige Verpflichtung und ein Geschenk des Geistes an die Kirche.

Die Notwendigkeit, sich für Neues, ja Fremdes zu öffnen, wird schließlich auch durch einen dritten Aspekt nahe gelegt. Die traditionellen Grenzen der Pfarrgemeinden werden durch die Bildung von Seelsorgeräumen u.ä. aufgesprengt, eine Öffnung fast erzwungen. Der Priestermangel führt zur Bildung pfarrübergreifender Seelsorgeräume, in denen in der Folge vielleicht stärker zielgruppenorientiert gearbeitet werden kann. Initiativen im Jugendbereich, der Diakonie, der Erwachsenenbildung, spirituelle Angebote usw. eignen sich dafür, über die Gemeindegrenzen hinauszugehen und Gleichgesinnte anzusprechen. Die „Verörtlichung“ des christlichen Lebens ist also nicht mehr nur auf die eigene Gemeinde angewiesen (– und war es ja nie). Vernetzung einerseits und das Leben unterschiedlichster Communio-Realitäten außerhalb oder „zwischen“ den Gemeinden andererseits werden möglich. Seelsorgeräume bieten eine größere Vielfalt und gesteigerte Pluralität. Mit anderen Worten: Seelsorgeräume bieten mehr und kreativere Möglichkeiten und „Plätze“. Der gute und richtige Platz, der gefunden werden will, muss nicht mehr ausschließlich in der eigenen Pfarre gefunden werden. Er kann sich „zwischen“ den traditionellen Gemeinden finden. Trotz der legitimen Sehnsucht nach einer Gemeinde als „Herberge“ (Hendriks) wird die Mobilität unseres modernen Lebens auch andere Weisen der Zugehörigkeit und des christlichen Engagements nahe legen: eine ehrenamtliche Mitarbeit in der Klinikseelsorge, der Gefängnisseelsorge, der Telefonseelsorge, im

Besuchsdienst im Altenheim, im Obdachlosenheim, in verschiedensten diakonischen und caritativen Einrichtungen, katholischen Verbänden, Bildungs- und Eine-Welt-Initiativen usw. Zahlreich sind die Möglichkeiten, ein christliches Engagement und damit auch einen Ort der Zugehörigkeit und dort auch einen guten Platz zu finden. Alle diese Orte sind nicht nur Orte des christlichen „Gebens“, sondern auch Orte der Gemeinschaft und des Empfangens.

Wir können die soziologische Perspektive zusammenfassen: Für mobile Menschen – und ChristInnen gehören dazu – steht legitimerweise nicht mehr nur die Ortsgemeinde als Raum für einen guten Platz zur Verfügung.<sup>6</sup> Es gibt unzählige „Zwischenräume“, in denen christliches Engagement gelebt und Gemeinschaft erfahren werden können. Obendrein gibt es die fest gefügte, geschlossene Gemeinde kaum mehr, sondern sie ist als offener, lebendiger Sozialkörper zu denken, die aufgrund ihrer Veränderungsdynamik ein leichteres Einsteigen für Neue ermöglicht.

Diese Sicht möchte bestehende, hinderliche Bilder von Gemeinde heilsam irritieren und dazu beitragen, mutig auf bestehende Gemeinden zuzugehen. Denn je stärker das Bild ausgeprägt ist, wir hätten es mit einer geschlossenen Gemeinschaft zu tun, desto mehr schreckt es uns ab, auf diese angeblich so vertraute Gemeinschaft von außen kommend zuzugehen. Solche Bilder, die mit der Realität nicht mehr übereinstimmen, würden uns nur selbst unnötig an den Rand stellen, ja zu Außenseitern machen. Vielleicht – darauf will ich hinweisen – ist der Nachbar in der Kirchenbank auch erst vor einer Woche zugezogen, und ich wusste es nicht.

## **4. Biblische Bilder, die Urkirche und eine kleine Ekklesiologie**

### **4.1 Wiederentdeckte biblische Bilder**

In unserer Vorstellung von einer christlichen Gemeinschaft und den Plätzen in ihr vermischen sich soziologische und theologische Bilder. Welche theologischen Bilder finden wir in der Bibel – und helfen sie uns, „einen Platz zu finden“?

Unter den realen Bildern, die wir von Kirche und Gemeinde im Kopf tragen, wird sich vermutlich einiges finden, das der bekannte Theologe Karl Rahner nicht unbedingt als katholisch, sondern eher als „subkutane [verborgene] Häresie“ einordnen würde. Denn obwohl das II. Vatikanische Konzil die dynamischen, biblischen Bilder einer christlichen Gemeinschaft wieder in Erinnerung gerufen hat, bleibt der Eindruck bestehen, dass die

---

<sup>6</sup> Vgl. Michael Ebertz, Neue Orte braucht die Kirche, in: LS 55 (1/2004) 7-12, 7.

über Jahrhunderte eingeübte antimodernistische Haltung der Kirche gegenüber der modernen Welt, in der sie sich gegen die Welt wie eine feste Burg gegen den Anprall der Sündigkeit der modernen Welt schützt, noch nicht überwunden ist.<sup>7</sup> Diese Burgmentalität bekommen leider auch neue Mitglieder zu spüren.

Durch alle Bilder, die das II. Vatikanum zu neuem Leben erweckt hat, zieht sich ein roter Faden, nämlich das Grundverständnis der Kirche als „Communio“, als Gemeinschaft der Gläubigen mit Gott und untereinander. Ich greife zwei zentrale Bilder heraus.

### **Kirche als Leib Christi**

Durch viele Jahrhunderte hindurch hat sich die Kirche vor allem als mystischer Leib Christi verstanden. Im Rückgriff auf das paulinische Bild (vgl. 1 Kor 12,12-31) wollte das Bild vom Leib Christi sowohl die Unterschiede der verschiedenen Ämter und Dienste als auch die Verwiesenheit der einzelnen Glieder aufeinander beschreiben. Während bei Paulus das Bild vorrangig dazu diente, den Austausch innerhalb eines lebendigen Organismus und die gegenseitige Ergänzung darzustellen, wurde das Bild im Lauf der Kirchengeschichte dazu benützt, die Unterschiede zwischen den hierarchischen Ständen, den Klerikern und den Laien, darzustellen und zu legitimieren.<sup>8</sup> Diese Interpretation wurde durch das II. Vatikanische Konzil zurückgewiesen. In *Lumen Gentium* 6 und 7 liegt der Akzent wieder auf der ursprünglichen Bedeutung, nämlich dass die verschiedenen Glieder einander ergänzen und aufeinander angewiesen sind und zwar jenseits institutioneller Rangunterschiede.<sup>9</sup> Dieser ergänzende Charakter ist für die Aufnahme neuer Mitglieder in die christliche Gemeinschaft zentral. Denn keine einzelne Berufung kann „das zeichenhafte Zeugnis des Geheimnisses Christi voll ausschöpfen, sondern lediglich einen Teil davon zum Ausdruck bringen. Nur die Gesamtheit der Gaben macht den Leib des Herrn sichtbar.“<sup>10</sup>

### **Kirche als Volk Gottes**

Das Bild der Kirche als Volk Gottes begegnet u.a. in *Lumen Gentium* 2. Allerdings wird der Begriff „Volk Gottes“ mehrheitlich für das Volk Israel verwendet, nur an zwei Stellen ist die Kirche gemeint. Das Neue Testament „verwandelt“ diesen Begriff in „Ekklesia“, die Versammlung der von Gott

---

7 Das ist deshalb wichtig zu klären, da es bei divergierenden Bildern in der Folge ständig zu Ziel- und Wertkonflikten kommen wird.

8 Selbst in der Enzyklika „*Mystici Corporis*“ aus dem Jahr 1943 von Papst Pius XII. wird mit diesem Bild die streng hierarchisch gegliederte Verfassung beschrieben.

9 Vgl. Otto Hermann Pesch, *Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte*, Würzburg 2001, 181.

10 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Neue Berufungen für ein neues Europa* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 131) Bonn 1998, 43f.

Gerufenen, der sie zu einem Volk zusammengefügt hat (vgl. LG 9). Die Bedeutung des Bildes besteht darin zu sagen, dass Gott der Handelnde und das Volk sein Eigentum ist. *Er* beruft das Volk, schließt mit ihm einen Bund, von ihm geht immer wieder die Initiative aus. Diese Sicht bewahrt die Kirche davor, sich als rein menschliche Einrichtung zu sehen.

In unserem Zusammenhang besagt dies, dass nicht wir Menschen andere Menschen zur Kirche berufen, hinzufügen oder das Recht hätten, ihnen den Zugang zu verweigern oder auch zu erlauben, sondern dass Gott selbst es ist, der beruft. Zugleich besagt das Bild, dass diese Berufung nicht für jeden einzeln geschieht – unabhängig und isoliert –, sondern dass Gott die Berufenen zu einem Volk zusammenfügt. Diese mit der individuellen Berufung geschenkte Gemeinschaft ist keine beliebige Eigenschaft, sondern ein konstitutives Wesensmerkmal christlicher Existenz.

Darüber hinaus macht das Bild vom pilgernden Gottesvolk deutlich, dass die Kirche auf ihrem Weg einer ständigen Wandlung unterworfen ist, „der ständigen inneren und äußeren Weiterentwicklung (Ecclesia semper reformanda) [bedarf], solange sie ihr von Gott vorherbestimmtes Ziel noch nicht erreicht hat.“<sup>11</sup> Die Kirche steht unter dem Charakter des Vorläufigen, Unfertigen und bildet also alles andere als eine „perfekte Gesellschaft“.<sup>12</sup> Sie hat den historischen Auftrag, den Willen Gottes und das Evangelium in der Gesellschaft immer besser zu leben und zu verkünden. Für unser Thema heißt dies, dass sich jede Gemeinde angesichts potentieller neuer Christen die Frage stellen muss, in welcher Weise diese die Weiterentwicklung der Gemeinde fruchtbar werden fördern können.

Freilich verwendet das Konzil weitere Bilder, die hier nicht ausgeführt werden können.<sup>13</sup> Fassen wir die Bilder zusammen, so ergibt sich ein dynamisches, entwicklungsbezogenes Bild. Die Kirche öffnet sich der Welt, indem potentiell neue ChristInnen und neue Mitglieder als Ergänzung gesehen werden müssen, das Evangelium immer besser zu erkennen und in der Welt zu leben.

---

11 Thomas Kellner, *Kommunikative Gemeindeleitung. Theologie und Praxis*, Mainz 1998, 138.

12 Die Kirchenkonstitution bringt diese Überzeugung auf den Punkt: „Die Kirche, zu der wir alle in Christus Jesus berufen werden und in der wir mit der Gnade Gottes die Heiligkeit erlangen, wird erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet werden ... Bis es aber einen neuen Himmel und eine neue Erde gibt, in denen die Gerechtigkeit wohnt (vgl. 2 Petr 3,13), trägt die pilgernde Kirche in ihren Sakramenten und Einrichtungen, die noch zu dieser Weltzeit gehören, die Gestalt dieser Welt, die vergeht...“ (LG 48).

13 *Kirche als Communio, Sakrament, Braut Christi, Tempel des Heiligen Geistes, Familie Gottes, Schafstall, Pflanzung, Bauwerk.*

## 4.2 Ein Blick in die Urkirche

Die Urkirche war charakterisiert durch einen neuen, gemeinschaftlichen Lebensstil. Was die Bewohner des Mittelmeerraumes vor 2000 Jahren beeindruckt hat, war, dass Menschen verschiedenster Herkunft, mit unterschiedlichsten Sprachen und aus verschiedenen sozialen Schichten „Bruder“ und „Schwester“ genannt wurden. Der Traum der Antike von der Einheit der Menschen nahm im Christentum konkrete Gestalt an. Und es ist davon auszugehen, dass es die Konkretisierung dieser potentiell universellen Gemeinschaft und die Gastfreundschaft gegenüber jeder und jedem waren und nicht bestimmte Lehraussagen, die die gewaltige Anziehungskraft des Urchristentums ausmachten. „[Ihr] seid zu einem neuen Menschen geworden, der nach dem Bild des Schöpfers erneuert wird, um ihn zu erkennen, Wo das geschieht, gibt es nicht mehr Griechen oder Juden, Beschnittene oder Unbeschnittene, Freunde, Skythen, Sklaven oder Freie“ (Kol 3,10f.). In der Sprache von heute müssen wir sagen, dass hier eine multikulturelle Gesellschaft vorlag, die sich nicht aus gegenseitiger Sympathie bildete, sondern in der zum einen einander fremde Menschen in einem tieferen Sinn verbunden und zum anderen bestehende Unterschiede durch die geschenkte Gemeinschaft mit Gott relativiert wurden. Die Maßstäbe und Bilder, die in einer christlichen Gemeinschaft gelten, werden von Gott neu gesetzt. Es ist dies der Vorrang der Gnade. Wie sich in der Urgemeinde die Juden als das erstberufene Volk gegenüber den „Spätberufenen“, den Heiden, nicht besser dünken konnten, so können auch heute die so genannten „älteren Mitglieder“ gegenüber den Neuhinzugekommenen keine Privilegien geltend machen. Alle Menschen sind – die einen früher, die anderen später – aus Gnade zum Glauben gekommen. Das weckt Dankbarkeit in uns.

## 4.3 Die Berufung leben und Charismen für die Gemeinschaft entfalten

Das Finden meines Platzes in der christlichen Gemeinschaft ist letztlich nicht mit soziologischen Kategorien, etwa mit dem Begriff der Integration, angemessen zu erfassen. *Das Finden meines Platzes ist vielmehr eng mit dem Entdecken und Leben der eigenen Berufung und der Entfaltung der von Gott geschenkten Charismen verbunden.* In einer christlichen Gemeinschaft gilt, als Gemeinschaft wach und aufmerksam für den Anruf Gottes zu sein. Als Mitglieder der Gemeinschaft sind wir aufgerufen, einander in geschwisterlicher Aufmerksamkeit im Entdecken und Leben der persönlichen Berufung gegenseitig zu unterstützen und zu begleiten.<sup>14</sup> Freilich sind wir darin reichlich ungeübt und müssen besser sehen

<sup>14</sup> Vgl. zur begleitenden, hirtlichen Basiskompetenz aller Gläubigen: Hermann Stenger, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder*, Innsbruck

lernen, was Gott dem Einzelnen an Gaben zum Aufbau der Gemeinde geschenkt und welchen Platz er für ihn/sie ausgedacht hat. Persönliche Berufung und gemeinsamer Glaubensweg einer Gemeinde verschränken sich und bedingen einander: Denn „keine Berufung [kann] das zeichenhafte Zeugnis des Geheimnisses Christi voll ausschöpfen ..., sondern lediglich einen Teil davon zum Ausdruck bringen. Nur die Gesamtheit der Gaben macht den Leib des Herrn sichtbar“.<sup>15</sup>

Die geschenkten Gaben entfalten ihre volle Kraft in Kommunikation mit anderen Charismen und sind dadurch zugleich geschützt vor Fehlentwicklungen. Ziel ist die erlöste Verschiedenheit im Leib Christi (vgl. 1 Kor 12). Wenn Gott der christlichen Gemeinschaft neue Mitglieder zugesellt – *er beruft ja!* –, dann ist die Aufnahme mehr als eine sozialpsychologische Frage. Und auch die vorhandene Pluralität ist für die Kirche nicht einfach ein in Kauf zu nehmendes Übel, sondern eine mit den Augen des Glaubens erkannte Wirkung des einen Geistes, der die verschiedenen Berufungen wachsen lässt. Der separierende Individualismus wird überwunden, indem die Entfaltung der Charismen an die Gemeinschaft gebunden wird.

Dass eine solche Gemeinschaft gelingt, in der jeder seinen guten Platz hat und seine von Gott geschenkte Berufung leben kann, liegt letztlich nicht nur in der Macht der Mitglieder. Dies ist nicht machbar, sondern Geschenk.

Bei allen Überlegungen zu diesem Thema ist aber wichtig festzuhalten, ist es tröstlich und gut zu wissen: Während jeder und jede von uns noch unterwegs ist, seinen und ihren Platz zu finden, hat Gott uns schon gefunden. Er hat uns auf ewig in seine Hand geschrieben, und wir haben einen Platz in seinem Herzen.

---

2000, bes. 17-21.

15 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Neue Berufungen für ein neues Europa* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 131) Bonn 1998, 43f.